



Theodor Heuss

EIN AREOPAG DES GEISTES

HUNDERT JAHRE „FRIEDENSKLASSE“ DES „POUR LE MÉRITE“

Zur Wiederkehr des Hundert-Jahr-Tages

Erschienen in der „Frankfurter Zeitung“

am 31. Mai 1942

Bald nach seinem Regierungsantritt, noch im Jahre 1740, stiftete Friedrich einen neuen Orden. Er war „für das Verdienst“ gedacht. Preußens junger König stand im Begriff, mit Schlachtenwagnis eine Politik einzuleiten, die wohl Gelegenheit bot, sich um den Monarchen, um den Staat, um das Vaterland verdient zu machen. Die Auszeichnung galt bei ihrer Gründung nicht ausschließlich der soldatischen Leistung; darauf wurde sie erst im Jahre 1810 begrenzt. Doch schloß sich der Rang, den sie gewann, wesentlich dem Kriegeruhm an, den ihre Träger aus des Königs Feldzügen nach Hause brachten. Friedrich hat sonst keinen Orden gestiftet. So blieb an diesem im Bewußtsein das „Fritzische“ haften; es hatte sich auch darin markiert, daß die Benennung und Devise in der französischen Sprache gewählt war: Pour le mérite. Der Monarch, der gerade ein Jahrhundert später Preußens Thron bestieg, strebte nicht nach dem kriegerischen Lorbeer. Als er sich entschloß, „den unsterblichen Namen Friedrich des Zweiten an dem heutigen 102. Jahrestage seines Regierungsantrittes würdig zu ehren“ durch die Schaffung einer „Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und um die Künste“, wurde das in der Stiftung so begründet: „Ältere, wenn auch seltene Beispiele, bezeugen, daß eine solche Erweiterung der Statuten ganz der ursprünglichen Absicht des erhabenen Stifters des Ordens entspricht, welcher nicht nur durch sein Beispiel Wissenschaften und Kunst belebte, sondern sie auch durch Königliche Gunst mächtig zu fördern bestrebt war.“

Aus den Urkunden ist nicht zu ersehen, von welchem Zeitpunkt an der Plan den König beschäftigt hat. Vermutlich ist er in den Gesprächen mit Alexander von Humboldt erwachsen, sicher hat dieser auf die Gestaltung des Ordens, zumal seiner Statuten, den nachdrücklichsten Einfluß genommen, und es darf angenommen werden, daß die Verlei-

hung des Ordens an Ausländer auf seine Anregung zurückging. Denn Humboldt stand seit seiner südamerikanischen Reise und den langen Jahren des Pariser Aufenthaltes zur Fremde in so vielfältigen und verzweigten Beziehungen, daß er diese gerne ad majorem gloriam des preußischen Staates und vielleicht auch seiner Person benutzen wollte. Diese Ausweitung hat aus der Natur der Anlage bald technische Schwierigkeiten gemacht. Denn auch die Friedensklasse des Pour le mérite wurde natürlich vom König verliehen, doch nicht nach freiem Ermessen, sondern die „Ritter“ des Ordens „wählten“ den oder die Männer, die sie der Auszeichnung für würdig hielten; ihre Zahl war aber „auf dreißig festgesetzt, welche der deutschen Nation angehören, und bei jedesmaligem Abgang wieder ergänzt werden sollen“. Von den Ausländern war in der Stiftungsurkunde nur gesagt, daß ihre Zahl die der „stimmfähigen“ Ritter nicht überschreiten dürfe; eine Wiederbesetzung wurde ausdrücklich als „nicht erforderlich“ vermerkt. Natürlich war es untunlich, ja technisch schon fast unmöglich, zumal in der Gründungszeit, Franzosen oder Russen oder sonst wen um ein Personal-Votum für einen preußischen Orden zu bitten. Das hat Humboldt dem Monarchen selber vorgetragen. Aber waren denn die dreißig Leute zuständig? Solange der „Urgreis“ fungierte, mochte er schon glauben, mit einiger Sicherheit das Richtige, den Richtigen zu treffen. Aber er mußte auch einmal abtreten. Deshalb regelte im Jahre 1846 ein Erlaß diese Frage neu: die Akademien der Künste und der Wissenschaften, bei deren Mitgliedern Vertrautheit mit dem Range fremder Leistung angenommen werden darf, müssen auf königliche Aufforderung die Vorschläge für Ersatzmänner geben. Der Akademie der Wissenschaften wird in Allerhöchstem Auftrage nahegelegt, daß sie „doch bei ihren Vorschlägen die wichtigen Fächer der Beredsamkeit und der Dichtkunst nicht außer Acht lassen soll, sondern auch hierauf ihr Augenmerk zu richten hat“. Der König hatte wohl bemerkt, daß bei Humboldts Verfahren in der Zurichtung der ersten Liste die „Dichter“, die Friedrich Wilhelm IV. doch näher lagen als Physiker und Astronomen, etwas schlecht wegkamen: Chateaubriand, Moore, der Russe Schukowsky. 1844 wurde auch Manzoni dekoriert; wie sich aus Humboldts Briefwechsel ergibt, hatte dieser zunächst nicht annehmen wollen. Schukowsky hatte Goethe und Schiller ins Russische übersetzt. Das empfahl ihn gewiß der Beachtung in Deutschland. Dieser heute fremd

gewordene Name führt zu der eigentümlichen historischen Problematik, die in dieser „Friedensklasse“, in den Tabellen ihrer „Ritter“ steckt: sie sind eine Art von zeitgenössischem Kommentar zur deutschen Geistesgeschichte. Das gilt für die Bewertung der deutschen Namen: wie hat dieser Areopag, nachdem er einmal gebildet war, den Rang der Männer gewürdigt, wen hat er, nach unserer Meinung, vergessen, wen haben wir aus seiner Auswahl vergessen, welche Erscheinung des Auslandes hat jeweils die zur Urteilsfindung aufgeforderte Generation beeindruckt?

Die Stiftungsurkunde hatte angeordnet, daß der Orden für die Wissenschaften und die Künste „nur solchen Männern verliehen wird, die sich durch weitverbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in diesen Gebieten einen ausgezeichneten Namen erworben haben. Die theologische Wissenschaft ist, ihrem Geiste gemäß, hiervon ausgeschlossen.“ Als sich der Monarch und sein Berater auf diese Formel einigten, waren ihre Motive gewiß verschieden: Friedrich Wilhelm hatte hier eine zarte Scheu, und Humboldt fehlte das Organ für die religiösen Dinge; die Bestimmung umging auch die Sorge der konfessionellen Gespaltenheit, die wenige Jahre zuvor in den rheinischen Wirren so spürbar geworden war. Die Entwicklung hat aber diese Statutengrenze gesprengt.

Dies erste „Kapitel“ des Ordens, am 31. Mai 1842 gebildet, ist eine imponierende Reihung der Spektabilitäten der Zeit, mit einer spürbaren Bevorzugung der Größen des damaligen Berlin, wo zweiundzwanzig der dreißig wohnen und arbeiten; es sind nur vier Namen aus dem deutschen Ausland, Gauß in Göttingen, Schwanthaler und Schnorr von Carolsfeld in München und – Metternich in Wien. Wie kommt Saul unter die Propheten? Es empfahl sich wohl, der Eitelkeit des Fürsten eine Abschlagszahlung zu geben. Er nimmt sich etwas seltsam aus neben Jakob Grimm und Friedrich Rückert; die Fremden gar werden von dem großen französischen Physiker Arago angeführt, der politisch immer in Republikanismus machte. Aber solche Mischung war gerade das Ziel Humboldts gewesen – er wollte einen Kreis gesammelt wissen, der außerhalb oder über politischen Strömungen stünde.

Die Rechtsgelehrten Savigny und Eichhorn, der Philosoph Schelling, der Philologe Boeckh, Karl Ritter, der Geograph, und Johann Müller, der Begründer der neueren Physiologie, neben Rauch und Schadow,

neben den Malern Cornelius und Lessing – die Dichtkunst wird von Ludwig Tieck vertreten neben Rückert und Schlegel. Aber diese beiden mochten ja auch als Gelehrte gelten, und diese Möglichkeit, solche Doppelwirkung in einem zu fassen, muß Humboldt besonders gereizt haben. Aber hier ist ihm nach Tiecks Tod ein verstimmendes Mißgeschick passiert. Die Vorschrift über den Charakter der Nachfolge war nicht enge gefaßt, es mußte nicht ein Archäologe einem Archäologen, ein Botaniker einem Botaniker folgen, es hatten sich und haben sich nur bestimmte Gewohnheiten über die großen Gruppierungen einge spielt, die schließlich zu der Normierung führten: zehn Geisteswissenschaftler, zehn Naturwissenschaftler, zehn Künstler und die entsprechende Reihenfolge in der Würde des Kanzlers, dem dann ein, später zwei Vizekanzler entsprachen. (Seit Moltkes Wahl, 1847, legte man Wert darauf, immer auch einen wissenschaftlich ausgezeichneten Offizier, etwa Verdy, Goltz, Freytagh, Kuhl in dem Orden zu besitzen.) Tieck selber hatte sich als der Nachfolger Goethes gefühlt; aber seine Volkstümlichkeit, wenn sie überhaupt je seiner literar-geschichtlichen Bedeutung entsprach, war verjährt, als er 1853, achtzigjährig, starb. Dem König wäre wohl der noch jung und frisch leuchtende Stern Geibels genehm gewesen. Aber Humboldt schrieb vorbereitend, um einer für den König eindrucksvollen Mehrheit gewiß zu sein, eifrig an die stimmfähigen Ordensträger, nachdem er sich mit Boeckh und seinen Berliner Freunden verständigt hatte: sein Kandidat war Ludwig Uhland. Friedrich Wilhelm sollte den Mann ehren, der noch wenige Jahre zuvor in der Paulskirche sein politischer Gegner gewesen. Das war echt humboldtisch gedacht, und der König ging nicht unwillig darauf ein: die Sache wurde bekannt. Noch bevor das geschah, hatte man in Tübingen durch Freunde von der Absicht gehört, und Uhland schrieb eindringlich, man möge diese Auszeichnung unterlassen. Er wählte irrthümlich, man wolle ihn dabei zugleich adeln. Es war für den Kanzler des Ordens eine höchst ärgerliche Sache, daß der Cato Tubingensis – so nannte er in einem Brief an Boeckh den schwäbischen Dichter – aller beredenden und beschwörenden Argumentation gegenüber ablehnend blieb: er wolle nicht von dem Monarchen ausgezeichnet werden, der Männer seiner eigenen Gesinnung, auch wenn sie in der Ir- rung der Zeit die Grenze des Rätlichen überschritten hatten, in Strafe und Gefängnis hielt. In Uhlands Briefwechsel ist diese ganze Korrespon-

denz abgedruckt, die in Werbung und Abwehr etwas Rührendes hat und doch viel Würde zeigt. Der König bekommt freilich die Nachricht von Humboldt so, daß Uhland „aus katonisch-tugendhafter Albernheit“ nicht annimmt. Es sieht fast so aus, als ob diese Erfahrung eine sehr anhaltende Nachwirkung besessen habe: man umging die Dichter, die um so eifriger von der Münchener „Konkurrenz“, dem Maximiliansorden, gepflegt wurden. Nur Gustav Freytagh und Gerhart Hauptmann wurden in späterer Zeit ausgezeichnet. Soll man an Stefan George denken? In den Vorschlägen figuriert er wiederholt. Aber eine Anfrage in seinem Kreise winkt ab. Freilich: das Motiv der Ablehnung hätte bei ihm einen anderen Akzent besessen als bei Uhland.

Nun wird man, die Liste durchstreifend, nicht einfach vorwurfsvoll in die Vergangenheit deuten dürfen: den und den haben sie nicht erkannt! Wo ist etwa Hebbel oder Storm? Wo Feuerbach, Leibl und so fort? Denn die vergleichende Statistik der Größenordnung aus unserer Zeit müßte sich immer Rechenschaft geben: da mußte ja immer erst einer Platz gemacht haben und der bedeutendere „Anwärter“ ist früher gestorben. Charakteristisch ist in der bildenden Kunst die starke Vertretung der konventionellen Düsseldorfer Malerei; Lenbach fehlt, aber der routinierte Berliner Gesellschaftsporträtist Richter ist vorhanden. Erstaunlich erscheint, daß er und nicht Anton Werner, der doch 1882 auf der Höhe seines Ruhmes stand, damals einrücken konnte. Auch Richard Wagner ist man ausgewichen – Verdi, Brahms, Saint-Saëns, Richard Strauß, Pfitzner treten an. Man empfindet, wie in dieser Sphäre die subjektiven Empfindungen auch eines so begrenzten Kreises eine lebhaftere Rolle zu spielen in der Lage sind: in den engeren Fachwissenschaften, Chemie, Physik, auch Sprachkunde, Geschichte fehlt wohl, von den Frühgestorbenen abgesehen, kaum einer, dessen Name nicht auch uns noch lebendig ist. Im ganzen werden, je nach ihrer inneren Teilnahme an der ganzen Stiftung, die Kanzler als Anreger starken Einfluß gehabt haben. Doch erweisen die Akten, daß es nicht an lebhaften Argumentierern gerade auch für „fremde“ Gebiete fehlt. Nur bei den Spezialisten mag sich das Urteil von vornherein gebeugt haben.

Humboldt, der sich selber gerne als den „Urgreis“ bezeichnete, hat das Kanzleramt bis 1859 verwaltet – da war er fast neunzig Jahre. Seine nächsten Nachfolger, Savigny bis 1862, Cornelius bis 1867, Boeckh,

der nur einige Monate die Würde versah, waren über oder an achtzig Jahre, als die Würde zu ihnen kam. Ranke, der jetzt, zweiundsiebzig-jährig, Kanzler wurde, stellte sich da fast als jüngere Kraft dar; er trug den Orden seit 1855 und hatte damals, gar nicht im Sinne Humboldts, wohl aber des Königs, den liberalen Heidelberger Schlosser mit den Stimmen stark überrundet; doch kam dieser 1860, kurz vor seinem Tode, auch noch an die Reihe. Seit 1870 war Adolf Menzel Mitglied, 1882 wurde er, Nachfolger des Bildhauers Drake, Vizekanzler. Helmolt erwähnt in seiner Ranke-Biographie, daß der pflichtbereite Maler bei dem Historiker sich erkundigte, was er in der neuen Würde zu tun habe. „Nichts als zu warten bis ich tot bin“, war die Auskunft. Der Alte hielt damals schon scharf auf die neunzig. Menzel löste ihn 1886 ab und blieb im Alter wenig hinter dem Vorgänger zurück. Er hat die empfangene Belehrung an Helmholtz weitergegeben, der aber, wie der andere „Anwärter“, Mommsen, vor ihm starb. Die gedachte Abwechslung in den Disziplinen war etwas durcheinandergelassen. Mit dem Astronomen Auwers kam der erste Naturwissenschaftler seit Humboldt wieder an die Spitze; ihm folgten der Bildhauer Schaper, Adolf von Harnack, Max Planck.

Es war nicht jedermanns Sache, in der Nachfolge des geschäftigen und immer zur Teilnahme bereiten Humboldt zu stehen. Man kann sich etwas die Verlegenheit des alten Peter Cornelius vorstellen, der kurz vorher vom langen Verweilen in Italien nach dem ihm fremd gebliebenen Berlin zurückgekehrt war und wenig Sinn für das Geschäfts-Technische, für den Wissenschaftsbetrieb der Welt besaß. In diese Zeit fällt es, daß sich auch Bismarck mit dem Orden befaßt: die Spielregeln bei den Vorschlägen sind nicht genau beachtet, und er fordert ein neues Verfahren. Dabei werden die auswärtigen Mitglieder von ihm entdeckt; ein königlicher Erlaß aus Baden-Baden (1. September 1864) gibt die Anweisung, daß Vorschläge für die Ernennung ausländischer Ritter künftig durch die Vermittlung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erfolgen müsse.

Also eine Politisierung? Humboldt hatte ziemlich freie Hand gehabt; Friedrich Wilhelm ordnete schon 1842 an, daß er die Korrespondenz der Ordenskommission überwache, „da die Verhältnisse von Männern wie die Dekorierten dieser Klasse zuweilen Rücksichten verlangen (wie ich aus Erfahrung weiß), die Männer desselben Lebensberufes selber

am besten aufzufassen imstande sind“. Humboldt hatte in seiner Weise natürlich auch Politik gemacht: er besaß seine Freundschaften und Beziehungen in Paris; solange er atmete, waren, um einen Vergleich zu nehmen, zweiundzwanzig Franzosen gegen acht Engländer ausgezeichnet worden. Das verschob sich nun: der Zufall will es, daß schließlich beide Nationen im Laufe der Jahre gleich stark vertreten waren (achtunddreißig), aber in einem anderen Zeitrhythmus. Natürlich hat da auch der deutsch-französische Krieg eine Zäsur geschaffen, die bis 1878 dauerte; da akzeptierte der Pariser Mathematiker Hermite den Orden. An den Honorierungen ist einiges erstaunlich; daß man in London und Paris bei den Malern dem Marktgängigen des Tages sich anschloß, Alma Tadema, Leighton, Sargent, Bonnat, am Literarischen vorbeischaugend. Daneben offenbarte das wählende Gremium die schöne, damals viele verblüffende Unbefangenheit, bereits 1868 Charles Darwin auszuzeichnen. Macauley und James Bryce rahmen zeitlich Thomas Carlyle ein; in ihrer Heimat waren sie nicht auf einen Nenner zu bringen, und Carlyle hat der eigenen Regierung eine Auszeichnung abgelehnt. Doch den Zuruf aus Deutschland nahm 1874 der alte Biograph des großen Friedrich an.

Mit dem Wandel der Staatsform und Abschaffung der Orden war natürlich auch das Weiterbestehen der Friedensklasse des *Pour le mérite* in Frage gestellt. 1918 hatte G. F. Knapp den Orden noch verliehen erhalten – es war der, den vorher der eben verstorbene Schmoller und früher Bismarck getragen hatte. Nun besaß aber die Anlage des Ordens in seiner Selbstergänzung einen sonderlichen Charakter, so daß es dem damaligen Kanzler, Adolf von Harnack, gelang, in den Verhandlungen mit dem Staatsministerium sein modifiziertes Weiterbestehen zu erreichen: die Mitglieder wurden als „Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern“ konstituiert, mit dem Recht, „die bisherigen dreißig historischen Abzeichen“ zu tragen. Das Eigentumsrecht an diesen Abzeichen blieb, wie früher, dem preußischen Staat zugewiesen. Die Weiterverleihung des Ordens an Ausländer fiel mit dieser Umgestaltung selbstverständlich fort – denn es wäre eine etwas groteske Situation entstanden, hätte man der Fremde gegenüber einen Brauch aufrechterhalten, der für die Heimat im ganzen verfemt war. Auch war ja die geistige Welt, in der Humboldt geplant und gewirkt hatte, gründlich in die Brüche gegangen.

Es ist geistesgeschichtlich interessant genug, wie sich in den Ergänzungen, die 1924, dem Jahre der amtlichen Bestätigung, notwendig geworden waren, und in der Weiterentwicklung, die nach Harnacks Tod Max Planck als Kanzler zu regulieren hatte, die Auseinandersetzung mit der Gegenwart und das Bedürfnis spiegeln, die große und bedeutende historische Kontinuität zu wahren. Die „Vereinigung“ war freier – sie hat denn auch eine Frau in ihren Kreis aufgenommen, die Radiererin Käte Kollwitz. Und es ist sehr reizvoll zu sehen, wie in Vorschlägen und Entschlüssen, wo es sich nicht gerade um Persönlichkeiten handelt, die in ihren speziellen Forschungsgebieten dem Urteil einer nur kleinen Gruppe unmittelbar zugänglich sind, die Teilnahme der Mitglieder um Wertungen sucht: welcher Baumeister soll L. Hoffmanns Nachfolger werden? Theodor Fischer, Bestelmeyer, Poelzig? Wie ist es mit den Staatswissenschaftlern, wie mit den politischen Historikern? Hermann Stehr oder Stefan George? Über Georg Dehio kann es keine Erörterung geben – seines Ranges sind sich alle bewußt.

Schon mit dem „Adlerschild“, dann mit dem „Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft“ sind Ehrungen geschaffen worden, die dem verwandten Personenkreis gelten, an den bei der Friedensklasse des Pour le mérite gedacht war. Damit ist die Frage nach dessen Weiterführung in eine Schwebelage gekommen – die Erinnerung an ihn hat fast nur mehr historischen Charakter. Doch steckt sie voll Anregung und Besinnlichkeit: Friedrich Wilhelm IV. und Humboldt wollten, für das Bewußtsein der staatspolitisch noch nicht geeinten Gesamtnation, die Würde eines hohen geistigen Schaffens herausheben und ihren Rang in die Verantwortung der Beteiligten selber legen. Das überzeitlich Repräsentative mengt sich dabei gewiß mit Zeitbedingtem und Anekdotischem. Aber die Sammlung großer oder doch bedeutender Namen hat jener Stiftung für ein Jahrhundert den Charakter der sonderlichen Dignität gegeben.

*

Theodor Heuss war von dem Propaganda-Ministerium mit dem Verbot publizistischer Tätigkeit belegt. Weder er noch einige Redaktionen haben sich an das Verbot gehalten. Der Aufsatz erschien 1942 unter dem Signet r. s.